

war, die ihn an Dich gefesselt, und daß jeder Schimpf ein eingebildeter ist, welcher den Guten trifft. Und damit lebe wohl, bleibe gut und brav, trage Deine Erniedrigung und nehme Deine Erhöhung in frohe Aussicht. Der Mund der Falschen wird verstümmen und Recht und Gerechtigkeit endlich zur Wahrheit werden. Ja, es werden schönere Zeiten kommen, liebe Weber, und wir werden vielleicht so glücklich sein, uns dieser freuen zu können.

Kaiserin Elisabeth reichte der Herzogsbraut die Hand zum Kusse und die vertrauliche Audienz war zu Ende.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Der Delinquent von Stein.

Die Jesuiten hatten wahrlich keine Ursache, das Reich des Antichrist in neue Aussicht zu stellen.

Ihre Besorgnisse, daß mit der Rückkehr der Kaiserin ihre Position ungünstiger werden würde, schien durch nichts sich zu rechtfertigen. Man schickte sie nicht vom Hofe hinweg.

Die Kaiserin beichtete dem Jesuiten, welchen sie auf den Wunsch der Kaiserin-Mutter als Beichtvater angenommen hatte.

Der Kaiser hörte auch wie früher die Jesuiten an, wenn bei wichtigen Entschlüssen das geistliche Urtheil vorhin eingeholt werden mußte.

Man verstellte den Jesuiten ihre Wege zur Kaiserin-Mutter und zur Kaiserin-Witwe nicht, und kamen ihrer bei den beiden hohen Frauen noch so viele zusammen, so ließ der Kaiser dennoch nicht nachfragen, was es bei jenen für Verhandlungen gebe.

Die Anordnungen über Kirchen- und Prozessionsgänge wurden von den Majestäten nach dem alten Hofbrauche gewissenhaft beobachtet und gestalteten sich zu wahrhaft glänzenden Festen.

Die Kaiserin war wohl etwas lässiger bei den Umzügen, aber der Kaiser fehlte bei keinem derselben. Bei den Kirchengängen entfaltete der Hof eine große Pracht. Der Kaiser sowohl, als auch seine Kavaliere saßen dabei zu Pferde. Und ging es nach der Stefanskirche, so war Alles in großer Gala und trug Kleider aus Goldstoffen.

Auch die Jesuiten sahen den Kaiser mit seinem Hofstaate und seinen Hatzschiren nicht selten in ihrer Kirche.

Mehrere streitige Angelegenheiten, bei welchen der Kaiser das entscheidende Wort zu führen hatte, endigten zu Gunsten der Jesuiten.

Und dennoch tummelten sie sich nicht mehr frisch und fröhlich zu Pferde herum.

Sie traten nicht mehr polternd auf. Wenn sie beisammenstanden und sich mit einander leise besprachen, so machten sie gar lange Gesichter, und Unruhe und Aufregung spiegelten sich in denselben.

Man wollte es auch bemerkt haben, daß, wenn sie an das Herz schlugen, dasselbe mit krampfhast geballter Faust geschah.

Und wenn sie sich demüthig tief verbeugten, so knirschten sie nicht selten dabei mit den Zähnen.

Ihre Augen wurden stechend. Sie funkelten wie Dolche. Aber im Eifer der Andacht ließen sie nicht nach.

Sie waren noch immer die Frömmsten unter den Frommen.

Wenn sie das Gotteswort verkündeten, da scholl es noch weit donnernder wie vorhin aus ihrem Munde, da weinten sie noch bitterlicher und winselten noch kläglich, um die Herzen der frommen Zuhörer zu erfassen; aber dennoch war auch dies anders als vorhin, denn die Wirkung war weit geringer.

Ein sehr guter Christ, der dem Kaiser eben so eifrig als den Jesuiten auf jede nur mögliche Weise diente, Graf Althan nämlich, beklagte sich bei dem Rektor dieser Gesellschaft, daß die neuen Predigten nicht kalt und nicht warm machen. Er sagte ihm, daß es eine Freude war, die Jesuiten fluchen zu hören, denn da sei Alles vor ihnen erschrocken, und gar resolute Leute haben vor Angst mit den Zähnen geklappert. Jetzt aber, obwohl sie noch lauter schreien, so versingen doch ihre Predigten weit nicht mehr so wie vorhin.

Es scheint, Ihr habt zu Eurem Geschäft die Lust verloren. So kommt es mir wenigstens vor. Und das ist traurig! Sehr traurig! Die Dominikaner und Kapuziner-Prediger haben schon einen größeren Zulauf, als die Euirigen. Wo fehlt's, wo fehlt's denn um Gotteswillen?

Der Rektor der Jesuiten stieß einen gar wunderlichen Ton aus, ein klägliches Pfeifen und Zischen, schlug mit den Händen mit Heftigkeit auf seine Schenkel und krächzte Tod und Verdammniß. Dann warf er die Frage auf: Was meint Ihr, edler Graf, wie es den Krebsen ergehen mag, wenn man sie im kalten Wasser auf den Feuerheerd bringt, und dieses allmählig wärmer und wärmer wird?

Das Gefühl mag für die Krebse eben nicht angenehm sein, meinte Graf Althan.

Ich sage Euch, man will uns abkochen, knirschte der Rektor, aber man merkt es nicht. Uns geht es wie den Krebsen. Unser Todesprozeß geht ganz im Stillen vor sich.

Wie so? hochwürdiger Herr, fragte Althan.

Wie so? höhnte jener. Ihr habt Ohren und hört nicht und Augen und seht nicht. Ihr seid der Verdammniß verfallen; denn Ihr, süßer, frommer Herr, helfst weidlich mit, uns zu kochen.

Der gute Althan hatte doch über einigen Witz zu verfügen; denn er sagte: Nun, damit hat es wohl noch seine guten Wege; denn Ihr seid noch immer schwarz, während die gekochten Krebse roth werden. Doch, hochwürdiger Herr Rektor, ich muß es mit Bedauern sagen, daß ich diese Parabel nicht verstehe.

Will's Euch glauben, edler Herr Graf, sagte der Rektor. — Nichts von der Sache mehr. Ihr könnt uns nicht helfen.

Ihr macht mich ängstlich. Ich bitte Euch, lenkt doch meinen Blick auf die Dinge, welche Euch beunruhigen.

Der Jesuiten-Rektor wies mit dem Finger vor sich hin und sagte:

Seht Ihr in der Luft das Ding? Ein Gewebe viel tausendmal feiner, als das der Spinnen. Aber man sieht und hört es nicht. Es hat weder Farbe noch Geschmack, noch Geruch.

Das Ding verwirrt sich immer mehr und mehr, sagte der Graf. Ich werde ganz konfus.

Es steckt etwas in der Luft, fuhr der Rektor fort, das sich mit dem feinsten Sinne nicht wahrnehmen läßt. Doch es existirt ebenso wie eine Seuche des Kreuzbrechens.

Aber die Seuche manifestirt sich doch durch die That, wendete Graf Althan ein.

Ja, ja, zur That möchte man es gerne treiben, sagte der Rektor, aber man fürchtet, daß man sich verrechnen könnte.

Hochwürdiger Herr, wenn Ihr mir reinen Wein einschenken würdet, sagte Althan, so könnte ich vielleicht von Nutzen sein. Ihr wißt, daß Se. Majestät der Kaiser mir und meinem Hause in Gnaden gewogen ist.

Wenn Ihr das glaubt, entgegnete der Rektor, und uns wahre Zuneigung schenkt, so theilt dem Kaiser unser eben gepflogenes Gespräch mit. Weiter ist gar nichts nothwendig.

Graf Althan versprach es zu thun und hielt auch Wort.

Die Folge davon war, daß der Jesuiten-Rektor zu dem Kaiser beschieden und von demselben in Gegenwart einiger spanischer Herren und des Grafen Althan empfangen wurde.

Was habt Ihr denn gegen mich vorzubringen? fragte der Kaiser.

Nichts, Euer Majestät, antwortete der Jesuit. Wir haben stets die kaiserliche Huld und Gnade in reichem Maße genossen und die Feinde Eurer Majestät stets als Feinde Gottes und der Kirche bekämpft, und wurden auch von den glorreichen Vorfahren Eurer Majestät mit Anerkennung belohnt, daß wir, und nicht die Generale und Hilfsvölker Ihrer Majestät, nicht allein siegreich den dreißigjährigen Krieg beendigt, sondern daß wir auch die üblen Folgen dieses Krieges durch unseren Eifer glücklich beseitigt haben.

Diese Anerkennung verdient Ihr auch, antwortete der Kaiser. Zu jeder Zeit, wenn meine höchstseligen Vorfahren für die Kirche das Schwert gezückt, habt Ihr Erstaunliches geleistet; aber auch jetzt, wo kein Religionskrieg mehr die Leidenschaften entzündet, da seit Ihr sehr thätig, um das Ansehen der Kirche auszubreiten und zu befestigen. Und da wir ein getreuer Sohn der Kirche sind, so unterstützen wir Euch auch gern in Euerem Eifer. Wir hemmen Euch nicht in Euerem schönen, christlichen Wirken, und es geschieht Nichts im weiten Lande, ohne daß man nicht Euer Meinung angehört hätte.

Und dennoch gelten wir nichts mehr bei Eurer Majestät, sagte der Rektor. Es ist nur mehr die Form, die da beobachtet wird, aber es geschieht nichts mehr in unserem Geiste, und das innige Einverständniß Eurer Majestät, das dem Hause Habsburg stets zum Segen gereichte und irdische wie himmlische Wohlfahrt sicherte, das fehlt gänzlich.

Das ich nicht wüßte! sagte der Kaiser. Ihr werdet doch nicht darüber ungehalten sein, daß wir dem Mißbrauch Einzelner in Eurem Orden entgentreten. So hat es sich erst vor wenigen Tagen zugetragen, daß das Muttergottesbild in unserer Kapelle abermals Thränen vergossen hat. Da dieses Wunder eine üble Auslegung nach sich zog, so hat man das Bild näher besichtigt und eine gottlose Schelmerei entdeckt. Der Sakristan, hierüber zur Rede gestellt, verdächtigte Eure Ordensbrüder, dieses Wunder veranlaßt zu haben. Dennoch habe ich mich damit begnügt, den Fall Euch mitzutheilen, damit durch Eure Sozietät selbst und ohne jedes Aufsehen die Schuldigen entdeckt und abgestraft werden. Ich denke, Ihr könnt mit mir zufrieden sein.

Eure Majestät, antwortete der Rektor, man hat sich vermessen, Lügen und Verläumdungen gegen meine Ordensbrüder vorzubringen. Es gibt keinen unter uns, der das Bild der allerhöchsten Gnadenmutter durch ein schlaues Spiel entweihen würde.

Ich will es Euch gerne glauben, sagte der Kaiser, aber das Muttergottesbild weint nicht mehr und wenn dies oder ähnliches wieder geschehen sollte, so werde ich durch eine Kommission den Fall sogleich zur Untersuchung bringen lassen, um Euch vor jeder Verdächtigung zu bewahren. Ihr seht ja, wir wollen in bester Eintracht mit Euch leben und ich finde es daher von Euch sonderbar, daß Ihr meinen lieben Althan mit seltsamen Aeußerungen in Schrecken versetzt habt.

Eure Majestät, ich hatte dazu gute Ursache, antwortete der Jesuit, denn auch der minder Scharfsichtige muß sehen, daß man uns in allen Dingen zurücksetzt. Man kümmert sich nicht um die Gnade des Herrn und hört die Jesuiten nur an, um sie eben gehört zu haben. Der fromme Glaube wurde durch die Macht der Hölle erschüttert, und es ist um so betrübender, daß in der nächsten Umgebung Sr. Majestät der Gottlosigkeit, der Mißachtung alles Heiligen ein freies Plätzchen eingeräumt wurde. Mich näher zu erklären, werden wohl Eure Majestät mir allergnädigst erlassen.

Nein, hochwürdiger Herr, antwortete der Kaiser. Ich habe Euch eben rufen lassen, damit kein unfaßbares Etwas zwischen uns in der Luft liege. Sprecht Euch nur offen aus. Das sind lauter

eifrige Anhänger Eures Ordens. Was wir da sprechen, bleibt unter uns. Ich gebe Euch mein Wort.

Ich bitte um die Gnade mich hierüber nicht äußern zu müssen, wiederholte der Jesuit. Gott soll mich beschützen und bewahren, irgend eine Spaltung oder auch nur eine Verstimmung unter den allerhöchsten Familiengliedern durch meine Worte hervorzurufen, wenn auch die Kirche selbst darunter leiden sollte. Ich will es daher dem Rathschluß der ewigen Vorsehung überlassen —

Nicht weiter in diesem Tone, unterbrach der Kaiser den Jesuiten. Die Zahl meiner Familienglieder ist eine äußerst geringe. Ich wüßte nicht, gegen welches Ihr einen Tadel aussprechen könntet. Ihre kaiserliche Hoheit, die Erzherzogin, theilt in jeder Hinsicht die Gefinnungen Ihrer Majestät, meiner durchlauchtigsten Gemalin, an welcher Ihr, wie Ihr es wohl wissen werdet, eine eifrige und unermüdbliche Fürsprecherin bei mir gefunden habt. Und gegen Ihre erhabenen Majestäten, meiner durchlauchtigsten Mutter und Schwägerin, werdet Ihr Euch doch nicht erlauben, selbst im Geheimen ein abfälliges Urtheil zu hegen; denn die hohen Tugenden derselben sind eben so wie die der Kaiserin unantastbar. Ich begreife daher nicht, wohin Eure Worte zielen können. Und nun könnt Ihr schon wieder gehen, setzte der Kaiser hinzu, und unterlaßt es künftig, Aeußerungen fallen zu lassen, welche mich auf den Gedanken bringen müssen, daß Ihr meinem Hause weit weniger ergeben seid, als die Ketzer und Heiden, und überwacht Eure Leute besser, da es in der letzten Zeit vorgekommen sein soll, daß so manche derselben einen mehr als gebührlchen Einfluß in Gerichtsangelegenheiten nehmen und in ihrem Eifer weit über das Ziel hinauschießen. — Was seht Ihr mich so staunend an?

Euer Majestät, ich beuge mein Haupt in Demuth und werde unablässig mit meinen Ordensbrüdern zu Gott beten, dem allerhöchsten Kaiserhause Segen und Wohlfahrt zu verleihen; aber ich bin von den ungnädigen, allerhöchsten Aeußerungen überaus betroffen, den es ist mir nicht bekannt geworden, daß in den Prozeßten der Kreuzbrecherinnen Unregelmäßigkeiten stattgefunden, welche meine Ordensbrüder verschuldet hätten.

Aber mir ist es bekannt geworden, sagte der Kaiser. Es ist ein Deserteur und Straßenräuber hiehergesendet worden, welcher

angibt, daß er im Beichtstuhle von einem Jesuiten verleitet worden sei, ein falsches Zeugniß gegen die beiden Verfasserinnen in der Paternostergasse abzulegen. Diese beiden Frauenzimmer leben heute nicht mehr. Eine von ihnen hat man geköpft, die andere zu Tode gereckt.

Euer Majestät, entgegnete der Jesuit, auf diese entsetzliche Anschuldigung hin habe ich ein Recht zu verlangen, daß dieser Elende, welcher so Nachtheiliges über die Gesellschaft Jesu ausgesagt, dem Militärgerichte entzogen und dem hochnothpeinlichen Gerichte zur Untersuchung überliefert werde, was auch für solche Fälle das Gesetz ausdrücklich verlangt.

Diese Sache müßt Ihr mit den betreffenden Militärpersonen ausmachen, antwortete der Kaiser. Auch diese berufen sich auf ihre Rechte. Ich kann mich in Interpretationen des Gesetzes nicht einlassen, werde aber seiner Zeit, nachdem ich den Hofkriegsrath hierüber gehört, im Falle ein Streit darüber sein sollte, meine Entscheidung fällen.

Euer Majestät, es wäre ein entsetzliches Unglück, wenn ein überwiesener Mörder und Straßenräuber mehr Glauben finden würde, als ein Mitglied der Gesellschaft Jesu.

Das ist eben Sache der Untersuchung, sagte der Kaiser, und ich würde die Richter zur strengen Verantwortung ziehen, welche sich durch vorgefaßte Meinungen von der Forschung nach der Wahrheit abziehen ließen. Für jetzt kann ich Euch so viel sagen, daß ich einen großen Unterschied mache zwischen dem Orden Euerer Gesellschaft und den einzelnen Gliedern desselben. Und nun geht in Gottesnamen.

Der Jesuit ging.

Wenn man auch Kaiser Karl VI. Charakterschwäche, Inkonsequenz und Kleinlichkeitsinn mit Recht zum Vorwurf machen kann, so kann man ihm dennoch nicht nachsagen, die Interessen seines Hauses einen Augenblick zurückgesetzt zu haben. Eifrig war er darauf bedacht, den Glanz seines Hauses zu erhöhen und war eifersüchtig auf seinen Ruhm und seine Herrlichkeit. Und deshalb ließ er sich auch nicht die Vormundschaft der Jesuiten gefallen. Auch seine Gemalin suchte er gegen feindselige Angriffe, woher sie auch immer kommen mochten, in Schutz zu nehmen.

Aber erst seit er sie wieder an seiner Seite hatte, war er entschiedener in Haltung und Ausdruck geworden. Er zeigte nun erst, daß er auch seinen eigenen Willen haben könne und daß ihm Niemand etwas zu sagen habe, es müßte denn sein, daß er demselben hiezu die nöthige Erlaubniß ertheile.

Das Wunderbarste aber an diesem Monarchen bleibt, daß derselbe die geraden und unbedeckten Wege so viel wie möglich vermied, und bei Allem, was er unternahm, sich den Anschein gab, daß er nur von einer herben Nothwendigkeit dazu gezwungen worden sei, indem er die Absicht hatte, eben das Gegentheilige zu thun.

Er hatte fast so viele Günstlinge als Hofherren, aber jeden, dem er heute Freundschaft und Treue gelobte, ließ er am nächsten Tage wieder fallen und überlieferte ihn schonungslos seinen Feinden. Die Intrigue und Kabale wurde bei Hofe mehr als jemals gepflegt. Er fand es für nothwendig, daß man den Jesuiten ihre Flügel stutzen müsse; aber er dachte nicht daran, sie vom Hofe zu verbannen, da er sich keinen Hof ohne Jesuiten vorstellen konnte. Sie sollten sich nicht überheben und in fremde Angelegenheiten mischen, Zwietracht weder in seinem Hause noch unter seinen Völkern stiften, sie sollten weder ihm noch diesen ein Leid zufügen, wenn er auch sich von ihrem Einflusse emanzipire; aber sie sollten es nicht wissen, daß er ihnen nicht wohlgeneigt sei, und daß er es gerne sehen würde, daß man ihnen die Heuchlermaske von ihren Gesichtern reiße. Er intriguirte gegen sie, wie er es gegen Jeden that, der ihm mißfiel, und überließ es anderen, auf sie loszugehen.

Er überließ es ihnen wie vorher, sich in gerichtliche Angelegenheiten zu mischen, obwohl er einsah, daß ihre Einflußnahme eine nichtswürdige sei; und dennoch wollte er diesen Einfluß dadurch brechen, indem er Andere dazu ermutigte, das unlauntere Treiben der Jesuiten aufzudecken, um dadurch sie selbst zu zwingen, von den Gerichtsangelegenheiten sich fern zu halten.

Diese Aengstlichkeit vor den Jesuiten hatte auch ihren guten Grund.

In der Geschichte stand es aufgezeichnet, wie übel die Jesuiten den Königen mitgespielt hatten, wenn diese feindselige Schritte gegen sie unternahmen.

Mit wenigen Worten gesagt, er glaubte die Jesuiten dadurch

am sichersten zu ruiniren, wenn er sie um ihr Ansehen zu bringen suche, und glaubte dabei nichts zu riskiren, wenn er sie von Andern bedrängen lasse, und dennoch sich immer den Anschein gebe, sie zu schützen und zu vertheidigen. Es freute ihn überaus, daß seine Gemalin, die Kaiserin Elisabeth, sich nicht dem Einfluß der Jesuiten wie die Kaiserin-Mutter und die Kaiserin-Witwe hingebte, denn er wollte eine Kaiserin und nicht eine Betschwester an seiner Seite haben; aber die Jesuiten sollten es nicht merken, daß die Kaiserin ihnen abgeneigt sei, um sie ihrer Verfolgung nicht preiszugeben und wenn sie es wagten, sie zu Hofmeistern, da gerieth er in einen Feuereifer und klopfte sie auf die Fingern.

Das Unwesen mit der Verurtheilung der Kreuzbrecherinnen widerte ihn längst an; aber er wollte nicht für solche Gottlosigkeiten die bestehenden Gesetze zu Gunsten derjenigen Personen mildern, welche als Gotteslästerer angeklagt wurden; es sollte dargethan werden, daß die Gesetze schlecht gehandhabt wurden und er wollte Einrichtungen herbeiführen, um den Mißbrauch unmöglich zu machen. An Teufeleien, Hexen und Zauberer glaubte er vielleicht weniger, als alle seine Zeitgenossen, aber da dies ein allgemeiner Glaube war, und es von allen hochgeehrten Herren und von den höchsten geistlichen Personen ihm bewiesen wurde, daß die Kirche und der fromme Glaube überaus geschädigt würde, wenn man aus dem Gesetzbuche die Verordnungen gegen Zauberei ausmerzen würde, so dachte er nur daran, es nach Möglichkeit zu verhindern, daß durch den Aberglauben Unglück gestiftet werde.

Was die Prozesse der Kreuzbrecherinnen anbelangt, so er-muthigte er im Geheimen, und zwar im Vereine mit Kaiserin Elisabeth, die Freunde des Herzogs von Ahremberg, nachzuweisen, auf welche gottlose Weise bei jenem Prozesse verfahren worden war, und sein Wille war es, daß der Kommandant von Wien, Graf Bucqoi, alle Minen springen ließ, um das Treiben der Jesuiten in dieser Sache aufzudecken. Er besprach sich hierüber mit Kaiserin Elisabeth, diese mit der Gräfin Fuchs und Gräfin Fuchs mit dem Grafen Bucqoi. Und kaum war dieser im Stande, nachzuweisen zu können, daß man in den Prozessen der Kreuzbrecherinnen falsche Zeugen gedungen habe, so sendete man ihn zur Kaiserin-Mutter, um sie hievon unterrichten zu lassen. Graf Bucqoi war

nichts weniger als ein Jesuitenfeind; aber es war der Mann, welchen man bei einer solchen Mission ganz gut gebrauchen konnte, denn die Jesuiten bedrängten ihn, weil sie wähten, daß er sich mit dem Herzoge von Ahremberg im geheimen Einverständnisse befinde, und die Kaiserin-Mutter hatte auf das Anrathen der Jesuiten seine Absetzung verlangt, weil er Marie von Dillingen nicht nachdrücklich verfolgen ließ. Gar viele Anschuldigungen wurden gegen Bucqoi vorgebracht.

Man suchte sogar seine Gemalin ihm auf den Hals zu hegen, und dies bestimmte ihn, den Kampf mit den Jesuiten aufzunehmen.

In Begleitung des Feldkaplans Pater Stern, welcher den Jesuiten nichts weniger als hold war, begab er sich nach der Antichambre der Kaiserin-Mutter, und zwar zu einer Zeit, wo er wußte, daß ihm von den Jesuiten der Weg nicht verstellt war.

Die Herren Patres der Gesellschaft Jesu bewachten und belagerten die Kaiserin-Mutter auch nicht mehr so eifrig wie vorhin, da sie keinen Einfluß mehr auf die politischen und gerichtlichen Angelegenheiten nehmen konnte.

Was half es, leeres Stroh zu dreschen.

Die Kaiserin-Mutter ließ um sich ihre Frauenzimmer versammeln und empfing den Grafen Bucqoi und dessen Begleiter.

Als sie aus seinem Munde erfuhr, um welche Angelegenheit es sich handle, so sagte sie:

Ihr kommt damit längst zu spät. Ich befasse mich nicht mehr mit solchen Dingen.

Der Wiener Stadtkommandant schwieg dennoch nicht und schon wußte Eleonore, daß jener Mann sich selbst im Kerker befinde, welcher Schön Lieschen und ihre Ruhme des Diebstahls beinächtigt hatte, wodurch sie dem hochnothpeinlichen Gerichte beantwortet wurden.

Jener Mann, ein Deferteur vom Regiment des Herzogs von Lothringen, machte die Aussage, daß der Jesuit, Pater Kunzian, welchem er in der heiligen Beichte seine Noth geklagt, zu ihm gesagt habe: Ich will Dir ein Brod verschaffen. Ich mache Dich zum Aufstecher, doch Du mußt es durch den Empfang des Sacramentes des Altars geloben, dieses niemand Anderem zu ver-rathen.

Meine Noth war zu groß, antwortete jener Deserteur dem Vater, als daß ich im Erwerbe wählerisch sein könnte. Gebraucht mich nach Eurem Belieben.

Vater Kunzian habe ihm einen harten Thaler gegeben und zu sich für den nächsten Tag in die Zelle bestellt, dort habe er zu ihm gesagt: Die Perlfasserin Wieninger und ihre Muhme sind wahrhaftig gottlose Leute. Man konnte ihnen aber bisher nichts anhaben, weil sie von dem Teufel in den Künsten der Schlaueit unterrichtet werden. Wir wollen sie aber doch überlisten, und sie durch eine falsche Anklage in unsere Gewalt bringen.

Er habe hierauf den Vater Kunzian gefragt, ob eine falsche Anklage nicht eine große Sünde sei, worauf Dieser geantwortet: O ja! aber wir werden Dir Deine Sünde schon wieder abnehmen und Dir noch obendrein einen Ablass für 50 Jahre verschaffen. Dadurch bist Du auch für Deine Zukunft geborgen und der Himmel steht Dir offen.

Der Deserteur habe hierauf die beiden Perlfasserinnen fälschlich angeklagt, und dafür von Vater Kunzian fünfzig Gulden mit einem Ablassbrief erhalten, wogegen er versprechen mußte, sich sogleich von Wien hinwegzugeben und vor sieben Jahren nicht dahin zurückzukehren.

Der Deserteur hatte auch sein Versprechen gehalten. In Horn jedoch verspielte er sein Geld, worauf er sich vornahm, ein Straßenräuber zu werden, weil er wähnte, daß durch den Ablass ihm alle künftigen Sünden nachgelassen werden. Unfern Gföll habe er ein Weib ausgezogen und übel traktirt. Den Tag darauf einen Müllerburschen ermordet und ihm seine Baarschaft, aus sieben Gulden bestehend abgenommen. Dieser Mord sei jedoch ruckbar geworden und der Thäter wurde verfolgt und gefangen genommen.

Da ihn die Bauern in ihrer Wuth ermorden wollten, habe er sich darauf berufen, ein lothringischer Reiter zu sein, worauf er von jenen zu seinem Regimente gebracht wurde. Dort wies er seinen Ablass vor und sagte: Ihr habt kein Recht, mich wegen meiner Desertion, noch mich wegen Mord und Raub zu strafen; denn ich habe schwarz auf weiß, daß ich durch volle fünfzig Jahre machen kann, was mir beliebt. Und Gottes Befehl müßt Ihr respektiren. Um seine Gerechtsame zu Mord und Diebstahl zu be-

weisen, gab er es bekannt, auf welche Art er zu dem Ablassbriefe gekommen. Der in Stein befehlige Major schrieb deshalb an den Wiener Stadtkommandanten, und dieser ersuchte, den Delinquenten zur weiteren Untersuchung nach Wien zu übersenden, was auch geschah.

Der Feldpater zeigte der Kaiserin-Mutter den Ablassbrief und dann auch einen zweiten, welcher einem andern Soldaten von der Wiener Garnison abgenommen worden war, der gleichfalls im Beichtstuhle der Jesuiten als Aufstecher angeworben worden war.

Jener Andere habe gegen die Gräfin Fuchs die Aussage machen sollen, sie gesehen zu haben, wie sie aus einem Fenster ihres Hauses in der Schauflergasse ein Kruzifix auf die Straße hinausgeworfen habe.

Derselbe hatte auch bereits von den Jesuiten ein zerbrochenes Kruzifix erhalten, welches er bei dem Stadtgerichte als das der Gräfin Fuchs vorweisen sollte.

Dieser Mann, welcher besorgte, daß dieser Handel schlecht endigen könnte, meldete dies seinem Hauptmanne.

Der Hauptmann besprach sich mit dem Stadtkommandanten, dem Grafen Bucqoi, und dieser, um sich von der Wichtigkeit jener Aussage zu überzeugen, forderte selbst den Soldaten auf, sich den Ablassbrief von den Jesuiten zu holen.

Der Soldat eilte sogleich zu jenem Jesuiten, welcher ihm das zerbrochene Kruzifix gegeben hatte und sagte:

Ich habe schon die Anzeige bei dem Stadtrichter gemacht. Ich muß mich aber salviren und in Eile Wien verlassen. Ich will ein zweites Mal dem Stadtrichter nicht Rede stehen, sonst faßt mich Graf Bucqoi beim Schopfe.

Der Jesuit ging in die Falle. Er gab ihm den Ablassbrief und außerdem noch zwanzig Gulden.

Als die Kaiserin-Mutter dies hörte, so rieb sie sich die Stirne mit der Hand und sagte:

Ihr verwirrt meinen Geist. Wenn es so ist, wie Ihr sagt; so begehrt Euch unverweilt zum Ordensprovinzial der Jesuiten, der sich soeben in Wien aufhält, damit die Schuldigen eine schwere Strafe treffe.

Ihre Majestät, sagte Graf Bucqoi, was würde es denn nützen,

die Jesuiten bei den Jesuiten zu verklagen? Es wäre wohl besser, eine eigene Kommission niederzusetzen, um diese so traurigen Fälle zu untersuchen. Wie viel unschuldiges Blut mag geflossen sein!

O, Herz Jesu! rief Kaiserin Eleonore, verleihe mir Kraft und schenke mir einen klaren Blick, damit ich es erkenne, wo die Wahrheit liegt. — Doch was wollt Ihr von mir? Se. Majestät der Kaiser hat mir mein schweres Amt abgenommen. Zu ihm müßt Ihr gehen, wenn Ihr Euch davon überzeugt habt, daß jene beiden Soldaten nicht von dem bösen Feind gedungen wurden, um den Dienern Gottes Böses nachzusetzen.

Graf Bucqoi und der Feldkaplan verbeugten sich tief und wiederholt vor der hohen Frau und begaben sich nach der kaiserlichen Antichambre und baten daselbst um Audienz.

Der Kaiser ließ durch seinen Obersthofmeister sich erkundigen, was Bucqoi ihm zu melden habe, was aber nur förmlich geschah, denn Karl VI. war genau von Allem bereits unterrichtet.

Der Obersthofmeister sprach mit dem Stadtkommandanten, begab sich dann zu dem Kaiser und erstattete die Meldung.

Dieser verweigerte dem Grafen die Audienz und forderte ihn auf, seinen Rapport pflichtgemäß und schriftlich dem Hofkriegsrathe zuzustellen und sich wohl in Acht zu nehmen, daß dabei nichts Irthümliches unterlaufe.

Graf Bucqoi entfernte sich mit dieser Bescheide und schon den darauffolgenden Morgen hatte er seine Eingabe bei dem Hofkriegsrathe gemacht. Von dort gelangte die Sache unverweilt an den Kaiser, und dieser schrieb an dieselbe mit eigener Hand: *Citissime*, an das geistliche Gericht!

Nun, der Anfang war gemacht und frisch ging es vorwärts. Ein junger Spanier, Namens Stella, welcher sich der besonderen Gunst des Kaisers zu erfreuen hatte, und mit ihm noch andere Spanier am kaiserlichen Hofe erklärten sich offen gegen die Jesuiten und zwar deßhalb, weil sie unbeliebte Personen geworden waren und es wußte, daß man der Kaiserin den besten Gefallen erweisen könne, wenn man gegen ihre Feinde in der Rutte muthig auftrete.

Diese Spanier, von welchen wir sprechen, hatten eine ruhmlose Vergangenheit. Sie stammten aus dem Volke und hatten ihre Karriäre einzig und allein den Majestäten zu verdanken, deren

Sache sie sich in Spanien angeschlossen hatten. Die Zahl der edlen Hivalgo's war geringe, die für Karl VI. zu den Waffen griffen.

Und da der Kaiser einen spanischen Hofstaat haben mußte, so machte er es ebenso, wie das Königlein im Evangelium.

Nachdem die Vornehmen des Reiches zu seiner goldenen Tafel nicht gekommen waren, so öffnete er die Thore und rief die Leute, welche hinter den Zäunen lagen, zu sich. Er machte aus ihnen Grafen und Fürsten.

Und diese Emporkömmlinge waren die Fähigsten unter seinen Hofherren; denn die altspanischen Adelligen und Priester, welche zu seiner Partei hielten, waren so unverständlich, daß man sie nur bei dem Hofgepränge als Aufputz verwenden konnte.

Jener Graf Stella setzte allen Eifer daran, um die Schliche der Jesuiten auszuspioniren und hatte es gar bald erfahren, daß Pater Kunzian nicht selten die Wohnung des Hofgärtners besuche und dessen Töchterlein, die Harfenspielerin, auf gute Wege zu bringen suche. Vorhin war das Mädchen sehr munter gewesen und hatte sich darin gefallen, die lustigsten Weisen auf der Harfe zu spielen; aber seit Pater Kunzian sich mit ihr befaßte, da wurde sie schwermüthig, lief eifrig in die Kirche und nach dem Beichtstuhle und berührte die Harfe nicht mehr.

Graf Stella war auf den Gedanken verfallen, daß die Verletzung des Kreuzifixes im Gartenpavillon durch den Bolzen der Gräfin Fuchs ein Jesuiten-Kunststückchen sein müsse, welche nach dem Blute ihrer Widersacherin dürsteten.

Es wäre gewiß für sie höchst erfreulich gewesen, wenn sie diese ihre offenkundige Feindin als Gotteslästerin hätten verurtheilen lassen können.

Allgemein bei Hof hieß es, daß die Kaiserin eine unwahre Aussage gemacht habe, um die Fuchs dem Grimme ihrer Feinde zu entziehen.

Das mochten auch die Jesuiten wohl wissen; aber wer durfte es wagen, die Kaiserin einer Lüge zu zeihen.

Graf Stella verwendete seine Mühe dazu, in dem Hofgarten herumzuschleichen und wohl darauf Acht zu haben, ob nicht ein Zufall ihn auf die rechte Spur bringen könnte, um diejenige Person zu entdecken, welche eigentlich jenen Frevel mit dem Kr-

zifir vollführt haben könnte. Er hielt es für unwahrscheinlich, daß das Ungefähr den Bolzen von dem bestimmten Ziele so weit hinweggetragen und daß er gerade in die Seitenwunde des Erlösers am Kreuze geflogen sei.

Diese Bemühungen des Grafen waren nicht fruchtlos. In dem Gebüsch unweit der Gärtnerwohnung versteckt, sah er die Gärtnerstochter mit dem Jesuiten Pater Kunzian auf jene Stelle zukommen, wo er sich verborgen hatte.

Das Mädchen weinte. Der Jesuit suchte zu erimuthigen und sagte zu ihr: Du mußt Gott mehr als den Menschen dienen, und wozu ich Dir gerathen habe, geschah im Auftrage des Himmels. Die Fuchs ist so gottlos, daß sie oft daran dachte, Christus am Kreuze zu durchbohren. Was sie im Gedanken sich vornahm, hast Du nun ausgeführt, und wenn sich die Kaiserin ihrer nicht angenommen, würde sie ihrer Strafe nicht entgangen sein. Doch nur Geduld, mein Kind, Du wirst als Braut des Himmels zu hohen Ehren gelangen, die Fuchs aber wird dennoch fallen.

Der Jesuit schritt mit dem Mädchen wieder weiter, und Graf Stella, welcher nun genug wußte, ging zu dem Kaiser, um von seiner Entdeckung die Anzeige zu machen.

Der Kaiser rieb sich erfreut die Hände, und sagte zu dem Grafen Stella:

Sprich hierüber mit dem Hofgärtner und nimm Dir Perlas mit, damit er es gleichfalls höre, wenn die Tochter des Gärtners, in Gegenwart des Vaters zur Verantwortung gezogen, etwas Nachtheiliges wider Pater Kunzian aussagt.

Stella und Perlas suchten nun den Hofgärtner auf und machten ihm die Hölle heiß.

Dieser Mann hielt zwar auf die Jesuiten gar viel, aber es kam ihm in die Quere, daß seine Tochter auf die Vorstellung des Pater Kunzian sich entschlossen habe Karmeliternonne zu werden, und sagte zu den Hofherren:

Es wäre gerade kein Meisterstück von dem gelehrten Pater Kunzian, wenn er wirklich das Mädchen zu einer Nichtswürdigkeit verleitet. Der redet Jedem zu dumm. Kommt nur, meine Herren, die Sache muß man untersuchen.

Die Gärtnerstochter, von dem Vater hart angelassen und

von den Hofherren aufgefördert, nicht undankbar an der Kaiserin zu handeln, gestand in ihrer Angst, daß nach dem Bolzenschießen Vater Kunzian zu ihr gekommen, als sie eben die Fenster des Pavillons schließen wollte, und sich vor ihr niederbeugte und ihr dann einen Bolzen gezeigt, den er eben, wie er sagte, vom Boden aufgehoben.

Die Frauenzimmer der Kaiserin treiben es doch zu arg, sagte er hierauf zu ihr. Sie schießen mit ihren Bolzen statt nach der Scheibe in den Pavillon, ohne daran zu denken, daß sich hier ein heiliges Kreuzifix befindet. Dieser Unfug muß abgestellt werden und das erreicht man am Leichtesten dadurch, wenn Du diesen Bolzen nimmst und ihn mit der Hand in das Kreuzifix eindrückst.

Die Gärtnerstochter sagte ferner aus, daß sie sich geweigert habe, dem Vater Kunzian zu gehorchen. Als dieser aber hierauf zu ihr gesagt, daß er wohl wisse, was er als ihr Beichtvater anordne, so habe sie seinem Befehl gehorcht.

Das Mädchen versprach, auf Vater Kunzian nicht wieder zu hören und der Vater bat die Hofherren es zu vermitteln, daß er nicht durch die Thorheit seines Kindes den Dienst verliere.

Als dies dem Kaiser hinterbracht wurde, ließ er dem Gärtner sagen, daß er seine Tochter mit einem „Partus“ abstrafen solle, unter welchem Ausdruck ein „Schilling“ verstanden wurde. Er aber begab sich mit Perlas und Stella zu der Kaiserin-Mutter, nachdem er erfahren, daß eben Vater Kunzian sich dort befinde. Wirklich fand er bei der hohen Frau den Jesuiten mit der gebissenen Wange und sagte vor Entrüstung zu ihm: Hebe Dich hinweg, Du Elender, und kehre in Dein Kloster zurück, um es Deinem Oberen zu melden, daß Du es selbst gewesen bist, der das heilige Kreuzifix im Garten-Pavillon verletzte. Flichst Du nicht eilig, so wird Dir die Gelegenheit zur Flucht benommen werden.

Vater Kunzian fand es auch für gut sich aus dem Staube zu machen.

Als die Kaiserin-Mutter hörte, was da vorgefallen sei, so sank sie halb ohnmächtig auf den Stuhl nieder und setzte dadurch den Kaiser so sehr in Bestürzung, daß er sogleich die Frauen der Kaiserin und die Leibärzte rufen ließ.

Ein heftiger Sturm der Entrüstung schallte durch das ganze Haus.

Alle Jesuiten daselbst kamen zum Vorschein und zeigten sich höchst bestürzt über die Gottlosigkeit des Mitbruders in Christo.

Wenn dies wirklich so sich verhält, als man hier hört, rief Pater Knofel, dann muß der Unwürdige aus dem Orden gestoßen und dem hochnothpeinlichen Gerichte übergeben werden. Ihr anderen aber mögt es wohl bedenken, ob ihr die Lämmer schmähen sollt, wenn ein Wolf im Schaffelle sich unter dieselben eingeschlichen.

Schon am folgenden Morgen erschien der Ordens-Provinzial mit dem Rektor der Jesuiten in der kaiserlichen Burg und bat um ein allergnädigstes Gehör bei dem Kaiser.

Karl VI. bewilligte ihm dieses und zwar in Gegenwart der Kaiserin-Witwe und seiner Gemalin der regierenden Kaiserin Elisabeth.

Die Kaiserin-Witwe sollte es erfahren, wem sie ihr unbedingtes Vertrauen geschenkt habe und als Heiligen verehrt wissen wollte.

Der Provinzial aber bewahrte eine meisterhafte Haltung. In seiner Aussage war er nicht gekommen, um einen Mohren weiß zu waschen, und nachdem er dem Kaiser freudig dafür gedankt, daß er einen unwürdigen Priester entlarvt habe, so betheuerte er, daß Pater Kunzian schon längst seinen Oberen mißfällig geworden sei, und daß ihn nichts aufrechterhalte, als die hohe Gunst und Gnade der Kaiserin-Mutter, welche ihm weit mehr als allen anderen ihr Vertrauen geschenkt habe.

Nach der Aussage des Provinzials befand sich Pater Kunzian bereits im Kerker und hat die strengste Untersuchung zu erwarten. Ferner bat der Provinzial den Kaiser, es ihm allergnädigst mitzutheilen, ob die Aufführung der anderen Hofsjesuiten eine entsprechende sei, und ob er nicht wünsche, daß dieselben durch andere Väter aus der Gesellschaft Jesu ersetzt werden sollen.

Ich habe mir niemals angemast, sagte der Kaiser, das Gewissen der Beichtväter an meinem Hofe überwachen zu wollen und kenne sie auch gewiß minder gut, als ihre Oberen sie kennen müssen.

Uebrigens ist es ja noch nicht bekannt, ob Pater Kunzian von Euch wirklich für schuldig befunden wird und ob derselbe Mitschuldige habe. Lassen wir vorerst die Untersuchung gegen ihn zu

Ende kommen. Bis dahin wird man es auch wissen, ob sich auch wirklich Mitglieder Eures Ordens jener gottlosen Handlungen schuldig gemacht, deren sie mit Bezugnahme auf die Prozesse der Kreuzbrecherinnen angeklagt worden sind. Die hochwürdigen Herren werden aber wohl daran thun, Alles abzustellen, was dem Ansehen des Ordens nachtheilig werden könnte. Die Patres sollen künftighin ihre Nase weit mehr in das Brevier als in gerichtliche und politische Händel stecken, und nicht hoch zu Ross durch die Straßen herumtraben, wie dies bisher nicht selten geschehen sein soll.

Ferner wünsche ich von Euch zu wissen, ob es wahr sei, daß viele von meinen Beamten, darunter sämtliche Räte des Stadtgerichtes, geheime Jesuiten sind, und ob Ihr es für möglich haltet, daß man zwei Herren dienen könne. Ihr werdet mir die Namen der geheimen Jesuiten, welche ein weltliches Amt bekleiden, auf einen Zettel schreiben und mir denselben unter Siegel zuschicken. Sonst verlange ich nichts von Euch. Ich kenne Eueren frommen Eifer, Euer Loyalität und Euer großen Tugenden. Und deshalb will ich Euch gerne behilflich sein, Euch von den Wölfen im Schafepelz zu befreien, welche sich in Euer fromme Heerde eingeschlichen, Euch Betrübniß bereiten und Euer gutes Renommée gefährden. Zeigt Euch auch hierin thätig, denn wir müssen Hand in Hand gehen, um das Gute zu fördern und Mißbräuche auszurotten. Wir bleiben Euch wie bisher in Gnaden gewogen.

Mit welchen Gefühlen mochten die Obern der Jesuiten aus der kaiserlichen Burg in ihr Kloster zurückgekehrt sein! Seit Jahrhunderten gewohnt, die Zuchttruthe über Fürsten und Völker zu schwingen, mußten sie es nun sehen, daß diese ihnen aus der Hand genommen, um sie selbst ihnen fühlen zu lassen.

Ihre Herrschaft war zu Ende. Von dem Zenithe ihres Glanzes waren sie plötzlich in Unbedeutsamkeit herabgesunken.

Doch gibt es für sie keine Hoffnung mehr, sich wieder zu erheben? Eine schwache Frauenhand ist es nur gewesen, welche sie gestürzt. Der Kaiser selbst hätte sie wahrlich nicht sinken lassen. Die Zurückkunft der Kaiserin Elisabeth war für sie verhängnißvoll. Diese stille Frau, welche sich niemals selbst hervorhebt und keine ehrgeizigen Pläne verfolgen mag, hat ihre Autorität, durch Jahr-

hunderterte geheiligt, vernichtet, und es ist noch nicht abzusehen, wie weit die Siegerin ihre Herrschaft auszudehnen versuchen wird.

Sollen nun die Jesuiten in stummer Resignation das Schicksal ihrer Vernichtung über sich ergehen lassen?

Sollen sie sich damit begnügen, mit krampfhaft geballter Faust auf die Brust zu schlagen, mit den Zähnen zu knirschen und sich in stiller Zelle den Kopf an die Wand zu schlagen?

Tönt nicht schon längst der Nothschrei von Rom, daß das Schifflein Petri in wild aufgeregter See einen Balken nach dem anderen verliert und schier zu Grunde zu gehen meint, wenn der Sturm nicht bald beschworen wird.

Die Reformation hat vergebens an dem kunstsinnigen Bau des Schiffleins mit Ingrimme ihre Kraft versucht. Aber nun regen sich die Geister in der Welt — man nennt sie die philosophischen — welche mit Zweifelsucht und Unglauben die Gemüther erfüllen und in der Forschung die Erkenntniß suchen.

Diese Vorahnungen erfüllen den heiligen Mann in Rom, der mit bleicher Furcht auf die Zeichen der Zeit dahinstarrt und das dumpfe Dröhnen im gebärenden Schoße des neuen Jahrhunderts vernimmt.

Die Jesuiten sollen helfen. Alles steht auf dem Spiele. Wenn es ihnen gelänge, nur auf Augenblicke den Geist der Welt festzuhalten, dann könnte vielleicht das ganze Werk in Stillstand gerathen.

Macht die erschlagenen Ketzer wieder lebendig, damit man vom Neuen sich um das Wort streite und schlage.

Laßt Teufel und Geister erscheinen. — Laßt den Antichrist mit seinen Schrecken heranziehen.

Dann gibt's wieder Kampfgeschrei, dann gibt's wieder große Arbeit, und die streitende Kirche wird wie der streitende Soldat gut bezahlt und gut gehalten werden.

Aber mit den weifenlosen Lichtgeistern kämpfen, das heißt die Lust mit dem Schwerte zertheilen, das heißt sich die Lunge zerbersten und vom eigenen Echo ausgespottet zu werden.

Die Jesuiten sollen helfen, und zwar durch ein scharfes Regiment. Sie sollen das Wort erfinden, das die dräuenden Gewitterstürme vom Vatikan ablenkt, aber sie können sich selbst nicht ihrer

Feinde erwehren. Man kocht sie wie die Krebsse ab, wie der Rektor sich geäußert, und dort, wo sie immer Schutz und Hilfe fanden, ist man gegen sie, weist man sie trotzig ab und unter dem Deckmantel, gegen den Mißbrauch zu Felde zu ziehen, sucht man ihre Institutionen im Innersten zu schädigen. Man verleugnet die Vergangenheit und hat sie vom Throne hinabgestoßen, auf welchem sie sich mit dem weltlichen Fürsten in der Herrschaft getheilt.

Vermag dies ein Jesuit zu vertragen? Wenn man ihn mit Schimpf und Schande fortjagen würde, gäbe es dennoch immer eine frische eifrige Aktion, wie sie einem Jesuiten zusagt. Aber sie ganz im Stillen matt zu machen, von ihnen zu verlangen, daß sie künftighin ihre Nase in's Brevier stecken, das ist ungeheuerlich und fordert die baldigste Abwehr.

Und sie können nicht sagen, daß die kaiserlichen Majestäten gegen das göttliche Wort fehlen, sie können den Fanatismus nicht entflammen und die blöde Menge mit dem Schlachtgeschrei für die bedrohte Kirche in das Treffen führen.

Und dennoch muß es anders werden. Ein Jesuit stirbt auf seinem Posten, aber er ergibt sich nicht.

Sechszwanzigstes Kapitel.

Die Pest in Wien.

Aber Hilfe kam endlich doch und die gedrückten Gemüther der Jesuiten erhielten wunderbare Stärkung.

Kein Engel des Lichts war zu ihrem Heile erschienen, wohl aber der Engel der Pest.

Durch einige Jahre bereits hatte dieser Siebenbürgen und Ungarn durchzogen und allenthalben schaudervolle Leichenfelder zurückgelassen.

Kaiserin Eleonore selbst hatte ihren Unterthanen im verslossenen Jahre strenge Religionsübungen auftragen lassen, am durch Reue und Buße den Himmel zur Abwendung des Pestübels zu bewegen.

Es zeigten sich bereits auch einzelne verdächtige Fälle in Wien und in der nahen Umgebung; aber durch vermehrte kirchliche Andacht und durch Prozessionen wurde der Pest durch längere Zeit wirksam entgegengetreten.